

Buchbesprechung

Autor(en): **Simonett, Jürg / Lanfranchi, Arno**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur**

Band (Jahr): - **(1992)**

Heft 3

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Nutzungsbedingungen

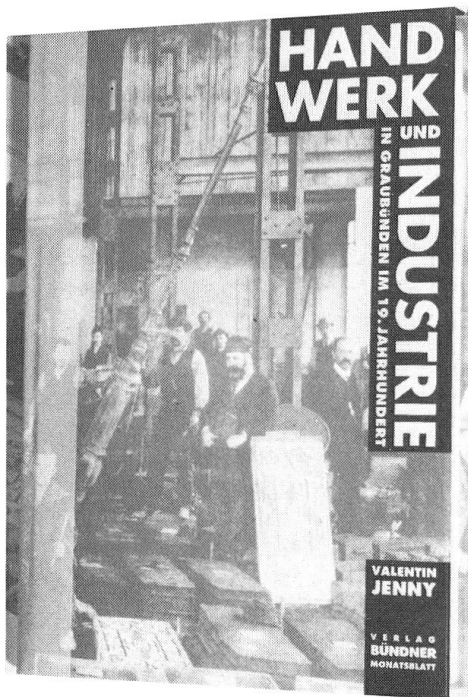
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Valentin Jenny

Handwerk und Industrie in Graubünden im 19. Jahrhundert

Bestrebungen zur Förderung von Handwerk und Einführung von Industrie als Massnahme zur Hebung des Volkswohls
 208 Seiten mit ca. 60 Abbildungen
 Verlag Bündner Monatsblatt,
 Chur 1991,
 Fr. 36.–

Ein Artikel im 'Freien Rätier', der sich im Frühling 1868 mit der Bündner Wirtschaft beschäftigte, fand folgende prägnante Formulierung: «Was Industrie in Graubünden!» wird wohl mancher geehrte Leser denken; ja Industrie! und diese besteht – im Fremdenverkehr!»

Eine solche Sichtweise ist uns nicht fremd, weder für unser Jahrhundert noch für das vorherige. Neben der lange absolut dominierenden Landwirtschaft fanden manche Täler zusätzlichen Verdienst im Dienstleistungsgewerbe: War es traditionellerweise der Transitverkehr, so ersetzte ihn, rechtzeitig mit dessen Niedergang in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, der Fremdenverkehr, die Fremdenindustrie, wie sie vor allem in älteren Schriften genannt wird.

Mit der Bündner Landwirtschaft hat sich die Wissenschaft – eher die Volkskunde und die Geographie als die Geschichte – seit jeher befasst; mit dem Transitverkehr, diesem sentimentalen Thema der Bündner Geschichte, sowieso. Untersuchungen zur Geschichte des Fremdenverkehrs liegen ebenfalls vor und werden – nicht zuletzt durch die Anstrengungen des Vereins für Bündner Kulturforschung – in nächster Zukunft willkommenen Zuwachs erfahren.

Zur Entwicklung des Handwerks und viel mehr noch der Industrie hat bis jetzt eine zusammenfassende Darstellung gefehlt. Valentin Jenny hat diese Lücke im vorliegenden Buch mindestens für das 19. Jahrhundert zu einem guten Teil geschlossen. «Bestrebungen zur

Förderung von Handwerk und Einführung von Industrie als Massnahme zur Hebung des Volkswohlstands» heisst der vorliegende Band im Untertitel: Handwerker waren zwar vorhanden, aber wenig zahlreich, schlecht ausgebildet und meist von auswärts zugezogen; einige bescheidene Industriebetriebe hatte es im 18. Jahrhundert zwar schon gegeben, sie waren aber in den turbulenten Zeiten um 1800 fast ohne Ausnahme eingegangen.

Valentin Jenny beginnt mit einer zusammenfassenden Schilderung der Erwerbsverhältnisse und des Volkswohlstandes im alten Bünden und bespricht – neben den bereits genannten Erwerbsquellen – die wichtigsten weiteren: Auswanderung, fremden Solddienst und Bergbau. Der sodann festgestellte sinkende Wohlstand in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts führt in einem nächsten Kapitel zur damals erhobenen Forderung nach vermehrter gewerblicher und industrieller Tätigkeit als Massnahme gegen die Armut. Dem entgegen setzt Jenny die in zeitgenössischen Quellen so oft behauptete Abneigung gegen das Handwerk und die Ablehnung der Industrie: «Von den Gegnern der Industrie wurden immer die gleichen Argumente in die Diskussion geworfen: den gesunden und frohen Jünglingen und Mädchen in der reinen Bergluft die an Leib und Seele kränkelnde Jugend in dumpfen Fabriksälen gegenübergestellt, der Einfachheit, Genügsamkeit und Sittenreinheit des Gebirgsbewohners Luxus, Verweichlichung, Ausschweifung und Laster des Fabrikarbeiters.»

Gewerblicher Unterricht war eine wichtige Voraussetzung für Handwerk und Industrie. In einem eigenen Kapitel behandelt Jenny solche Bemühungen im 19. Jahrhundert, beginnend mit einem nicht realisierten Gewerbeschulprojekt aus dem Jahre 1829. Die staatliche Unterstützung für Handwerk, Gewerbe und Industrie hielt sich in engen Grenzen. Erste Beiträge sprach der Kanton seit 1846 für den «Bündnerischen Hilfsverein für arme Knaben, die ein Handwerk erlernen wollen».

Neue Initiativen entwickelten auch kirchliche und sonstige karitativ oder staatspolitisch interessierte Kreise. Sie sahen in der vermehrten gewerblichen und industriellen Tätigkeit eine mögliche Massnahme gegen die Armut und die damit verbundene Auswanderung nach Übersee. Der 1845 nach Chur zugezogenen Pater Theodosius Florentini – ein Münstertaler – bemühte sich um die Einführung der Heimarbeit im Kanton. Mit Seidenweberei, Mousselinstickerei, Baumwollweberei und Strohflechtereie verdienten in der Folge vor allem junge Frauen in zahlreichen Bündner Gemeinden ein Zubrot. Als Pater Theodosius 1851 – offenbar auf Geheiss seiner kirchlichen Vorgesetzten – diese allzu profanen Anliegen aufgeben musste, übernahm die Gemeinnützige Gesellschaft seine Arbeit. Die 1847 gegründete Bündner Sektion hatte von Anfang an als Hauptvereinszweck «die Beförde-

«... der inländischen, ganz besonders der häuslichen Industrie» deklariert. Unerwünscht war ausdrücklich die Entstehung eines Industrie-proletariats. Bereits 1855 gab allerdings die Gesellschaft ihre Anstrengungen auf. Peter Conradin von Planta schrieb später: «Ergänzend füge ich noch mit Rücksicht auf die industriellen Bemühungen der bündnerischen gemeinnützigen Gesellschaft bei, das dieselben gleich denen des Paters Theodosius schliesslich erfolglos blieben, so dass wir, nach vergeblichem Aufwand von Zeit, Arbeit und Geld uns überzeugen mussten, dass ein Verein und ein Kapuziner zwar vielleicht durch Belehrung und Anleitung Industrie anlocken, nicht aber sie selbst zu treiben geeignet sind, und dass überhaupt die Industrie nicht aus Gemeinnützigkeit, sondern aus Spekulation, nicht von Unkundigen, sondern von technisch Gebildeten getrieben, auch nicht erzwungen, sondern nur etwa herbeigelockt werden kann.»

Tatsächlich entstanden in den Jahren nach 1855 mehrere, zum Teil hochspekulative Unternehmen, es ging sogar das Wort vom «Industriefieber» um. Die Eröffnung der Eisenbahn bis Chur im Jahre 1858 wird diese Entwicklung begünstigt haben, die etwa zum Bau der Baumwollspinnerei Meiersboden auf Churwaldner Gebiet, zur Baumwollspinnerei und -weberei in Sils im Domleschg, zur Wollspinnerei und -weberei Trun oder der Papier- und Maschinenfabrik Landquart führte. Jenny zeigt aber auch auf, wie die Bündner Industrie 1870 immer noch sehr bescheidene Dimensionen besass: total 42 Betriebe mit 673 Arbeitskräften. Es waren dies zudem oft sehr kleine Firmen, die eher handwerklichen Charakter hatten. Die zwei einzigen «Fabriken» im Prättigau etwa waren die «Thonwarenfabrik» in der Gemeinde Luzein (Lötscher in St. Antönien-Ascharina) mit 3 Arbeitern sowie eine mechanische Weberei in Küblis mit acht Webstühlen und ebenso vielen Arbeitskräften.

Zentrales Kapitel im vorliegenden Buch ist die Auflistung der gewerblichen und industriellen Betriebe im 19. Jahrhundert, von erfolgreichen und weniger erfolgreichen, von kurzlebigen und heute noch existierenden. Auch wenn die Bedeutung insbesondere der Bündner Industrie bescheiden war – und geblieben ist – so entfaltet sich doch ein imponierendes Panorama der verschiedensten Branchen, von der Woll-, Baumwoll-, Stickerei- und Seidenindustrie über den Maschinenbau bis zur Lebensmittelindustrie, von der Spinnerei über die Ziegelei bis zur Brauerei. Zum Teil noch nie publizierte Illustrationen mit Menschen und Maschinen verdeutlichen die Existenz einer kleinen industriellen Welt auch im Graubünden des 19. Jahrhunderts.

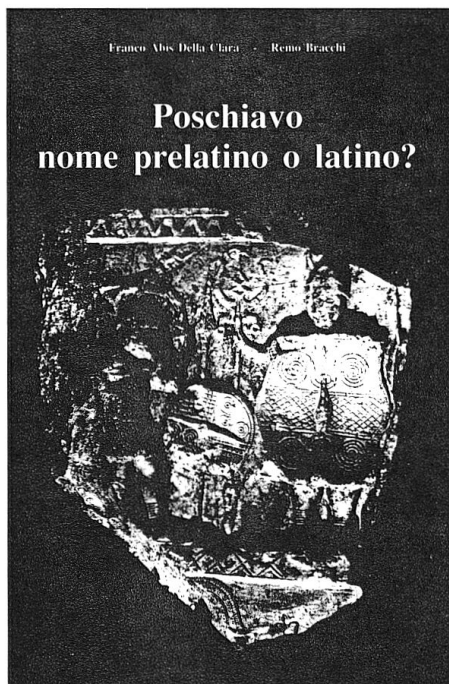
«Die während des 19. Jahrhunderts unternommenen Bemühungen, in Graubünden ein einheimisches sesshaftes Handwerk heranzubilden, um der Armennot entgegenzuwirken, verliefen erfolgreich. (...) Die unternommenen Versuche, Industrie anzusiedeln, die glei-

chen Ziele verfolgend, blieben dagegen grösstenteil erfolglos», fasst Jenny zusammen. «Die Stimmen, die einst in beschwörendem Ton die Einführung von Industrie zwecks Hebung des Volkswohlstands gefordert hatten, verstummen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die Industriefrage nahm zusehends an Aktualität ab, was in der Presse recht augenfällig zum Ausdruck kommt. Statt dessen traten das nicht minder heftig diskutierte Ostalpenbahnprojekt und Fragen des Fremdenverkehrs an ihre Stelle.»

Valentin Jenny hat die vorliegende Arbeit in den vierziger und fünfziger Jahren verfasst. Die eine oder andere Beurteilung wird heute etwas anders erfolgen. Ob der Bündner und die Bündnerin so bar jeder «industriellen Disposition» seien, scheint heute, nachdem das Idealbild des pur souverän bald verblasst ist, fraglicher als noch vor ein paar Jahrzehnten.

Die Geschichte der Bündner Industriebemühungen ist im wesentlichen eine Geschichte des Misserfolgs. Aber nicht nur Erfolge prägen Menschen und Landschaft – auch gescheiterte Anstrengungen. Und manchmal ist man nachträglich nicht einmal so traurig darüber, wie das Schicksal einer anderen, sehr viel mehr beschriebenen und beklagten Enttäuschung zeigt: das der Ostalpenbahn. In bezug auf die Industrie hat Valentin Jenny zum ersten Mal in einem umfassenden Rahmen die Versuche des 19. Jahrhunderts dargestellt. Er hat damit eine solide Grundlage gelegt, auf der die immer noch schmalbrüstige Bündner Wirtschaftsgeschichte aufbauen kann.

Jürg Simonett



Franco Abis Della Clara /
Remo Bracchi

Poschiavo, nome prelatino o latino?

52 Seiten mit 7 Abbildungen
Poschiavo 1991
Bezug bei:
Tipografia Menghini,
7742 Poschiavo
Fr. 10.–

Poschiavo: Vorlateinischer oder lateinischer Name?

Verschiedene Autoren haben Abhandlungen über den Ursprung des Ortsnamens *Poschiavo* verfasst, ohne jedoch zu einem zufriedenstellenden Ergebnis zu gelangen. Das Heft «Poschiavo: nome prelatino o latino?» ist eine Sammlung der zu diesem Thema in den *Quaderni Grigionitaliani* zwischen 1982 und 1985 erschienenen Aufsätzen, die aus den Federn von Franco Abis Della Clara und Remo Bracchi stammen.

Remo Bracchi ist ein bekannter Linguist und Dialektforscher aus dem Veltlin, während Franco Abis Della Clara, von Beruf Arzt, sich selber als Amateur – Linguist bezeichnet.

Nachdem auch die geläufigste der Hypothesen älteren Datums über die Etymologie des Namens *Poschiavo* verworfen wurde, jene die den Namen aus *post clavem* ableitete, wörtlich «nach dem Schlüssel» (zum Berninapass oder zu Italien) und welche zumindest das Emblem für das Wappen der Gemeinde Poschiavo geliefert hat, scheint es, dass die Diskussion sich nun auf zwei Interpretationsvarianten konzentriert, die wiederum zueinander diametral entgegengesetzt sind.

Die These des Ursprungs des Namens *Poschiavo* aus einer prälateinischen oder sogar präindoeuropäischen Wurzel wird durch den Arzt Abis Della Clara vertreten. Bracchi verteidigt die gegensätzliche These der reinen lateinischen Abstammung.

Welche dieser beiden Möglichkeiten ist die wahrscheinlichste? Welche Argumente sprechen für die erste, welche für die zweite Variante?

Ausgehend von der Tatsache, dass unsere Alpentäler bereits seit der Bronzezeit (1300–900 v. Chr.) dicht besiedelt waren, von Völkern, die sich verschiedener nicht indoeuropäischen (d. h. präindoeuropäischen) Sprachen bedienten und ausserdem lesen und schreiben konnten (vgl. die zahlreichen im Veltlin und vor allem in der Val Camonica gefundenen Inschriften im sogenannten Alphabet von Sondrio) haltet Abis Della Clara es für undenkbar, dass diese gleichen Völker die Ankunft der Kelten oder der Römer abgewartet hätten, um ihre Flüsse, Berge, Seen und Siedlungen zu benennen. Dass sie ihren Ortschaften Namen gegeben haben, beweisen die vielen Ortsnamen mit präindoeuropäischer Wurzel, die sich bis auf unsere Tage erhalten haben. *Poschiavo* soll deshalb aus der Verbindung der Vorsilbe POS- (post = hinter, nach) und der ligurischen Wurzel *KLAVA* (= durch einen Bergsturz gebildeter Schuttkegel, Geröllmassen) entstanden sein. Poschiavo ist also vom Veltlin aus gesehen – weil ja von hier aus die Kolonisierung des Puschlavertales erfolgte – das Land hinter der «Klava» (= hinter dem Schuttkegel). Mit «Klava» ist ohne Zweifel der prähistorische Bergsturz bei Meschino (heute Miralago) gemeint, der das Tal in zwei klar getrennte Räume – Poschiavo und Brusio – geteilt und dessen Schicksal nachhaltig und in mehrfacher Hinsicht geprägt hat.

Bracchi nimmt die von Carlo Salvioni zum ersten Mal im *Bollettino storico della Svizzera Italiana* (1900) vertretene Auffassung wieder auf. Diese leitet den Namen *Poschiavo* etymologisch aus *post lacum* (= hinter dem See) ab. Als bewährter Linguist erklärt Bracchi mit wissenschaftlicher Akribie die verschiedenen Phasen der phonetischen Veränderung vom lateinischen *post lacum* bis hin zum heutigen *Poschiavo*. Die Analogie zur Evolution des Ortsnamens *Intelvi* aus *Intellavo* (Val d'Intelvi, prov. Como), der sich aus einem *inter lacos* (= zwischen den Seen, dem Lago di Lugano und dem Lago di Como) herleiten lässt, ist überzeugend.

Unter dem geographischen Gesichtspunkt kann man weder gegen die Version von Abis Della Clara noch gegen diejenige von Bracchi (bzw. Salvioni) etwas einwenden. Beide Thesen haben jedoch ihre Schwachstellen.

Bracchis lateinische These kann nicht erklären, wie das Tal vor der Ankunft der Römer hiess. Wenn man für die Bronzezeit von der Existenz eines älteren, bei den Ortsansässigen bereits tief verwurzelten Namens ausgeht, muss man sich bewusst sein, dass es für die Neuankömmlinge nicht leicht gewesen sein dürfte, einen neuen lateinischen Namen, unter gleichzeitiger und vollständiger Verdrängung des alten,

einzuführen und durchzusetzen. Abis Della Clara wirft den Vertretern der lateinischen Version vor, ein prälateinisches Wort (*KLAVA*) à tout prix als ein lateinisches deuten zu wollen. In der Tat vermögen nicht alle phonetischen Zwischenphasen, trotz des wissenschaftlichen Nachweises durch die Linguistik, zu überzeugen, wie z. B. der Übergang zu einem postulierten *Posklak*, der für unsere Ohren etwas ungewöhnlich klingt und schwierig auszusprechen ist.

Es scheint uns ausserdem seltsam, dass andere vergleichbare Ortsnamen, die uns erst noch geographisch näher liegen als Intelvi, eine andere Entwicklung durchgemacht haben: Samolaco (< *Summus lakus*, im Dialekt *Samò-lek* = zuoberst am See) oder Colico (< *Caput laci*, *Cò-lak* = am Seekopf) haben in der heutigen Wortstruktur ihren «See» (*-lak*) beibehalten. Oder anders gefragt, wieso ist nicht auch aus einem *post lacum* analog ein *Poslak* herausgekommen, wie die Beispiele von Poslago und Poslaghetto bei Mailand zeigen? Dass diese letzten Namen «eine andere Entwicklung durchgemacht haben» (Bracchi) genügt als Erklärung nicht.

Die Schwachstelle in der These von Abis Della Clara besteht darin, ein ligurisches Wort (*KLAVA*) mit einer reinen lateinischen Vorsilbe (*post*) verbinden zu wollen. Damit ist auch schon gesagt, dass es für ein prälateinisches oder präindoeuropäisches Volk völlig unmöglich war, sich einer solchen lateinischen Vorsilbe zu bedienen, um die betreffende Ortschaft *Post-clava* zu nennen. Ein möglicher Ausweg aus diesem Dilemma wird von Bracchi selbst angeboten, doch er bezeichnet ihn als gewagt und möchte sich ihm nicht anschliessen. Eine logische Erklärung der hybriden Kombination einer lateinischen Vorsilbe mit einem vorlateinischen Wort könnte also folgendermassen aussehen: Es ist möglich, dass die Römer einen bestehenden vorlateinischen Ortsnamen als Bezugspunkt benutzt haben könnten, um eine andere Ortschaft in dessen Nähe zu bezeichnen, d. h. dass sie den bereits feststehenden Ortsnamen *Klava* wieder verwendet haben könnten, um das Land, das eben hinter dem Ort *Klava* lag, mit *Post Klava* zu benennen. Leider ist uns kein Ortsname *Klava* in der Umgebung von Meschino erhalten geblieben. Auch der verwandte Name *Cèf*, der den linken abfallenden Teil des Schuttkegels bezeichnet, soll nicht von *Klava*, sondern von der lateinischen Version *clevus* (= Abhang) stammen.

Die Frage nach dem Ursprung des Ortsnamens *Poschiavo* ist also mehr denn je offen für neue Interpretationsversuche. Der vor einigen Jahren verstorbene Manfred Lichtenthal hat eine Deutung mit Hilfe der semitischen Sprache vorgeschlagen. Eine solche Lösung steht im Zusammenhang mit der viel diskutierten Hypothese einer orientalischen Abstammung der rätischen Völker. Für unser Thema könnte dieser Weg zu neuen interessanten und ungeahnten Erkenntnissen führen.

Den Autoren des vorliegenden Heftes gebührt das Verdienst, ein Bild über den aktuellen Stand der Diskussion gegeben und diese durch ihre Beiträge vertieft und bereichert zu haben.

Arno Lanfranchi